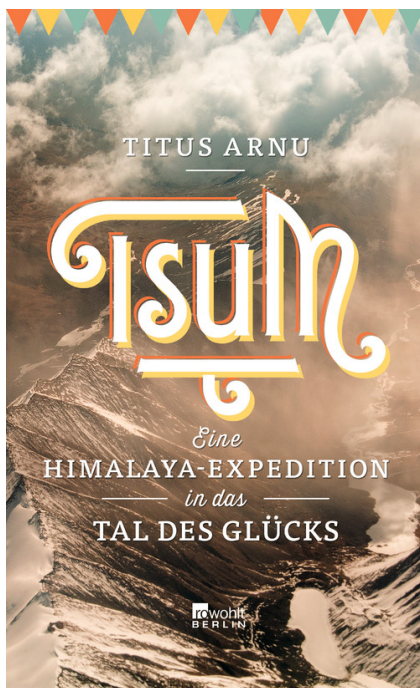


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-87134-178-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Titus Arnu

Tsum

Eine Himalaya-Expedition in das Tal des Glücks

Rowohlt · Berlin

1. Auflage Juni 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Fotos © Enno Kapitza mit Unterstützung der Stiftung Kulturwerk VGBild-Kunst

Satz aus der Dolly PostScript, InDesign

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 87134 178 6

Inhalt

Motto

Inhalt

Kapitel 1 Heulen und Zähneklappern

Kapitel 2 Busfahrt durch die Vorhölle

Kapitel 3 Die Legende vom versteckten Paradies

Kapitel 4 Was ist Glück, und warum muss man dafür so weit laufen?

Kapitel 5 Die Narren und die Weisen

Kapitel 6 Der rechte Weg

Kapitel 7 Mein Freund, der Berg

Kapitel 8 Böse Baumkäfer und scheinotote Hunde

Kapitel 9 Namaste Chocolate!

Kapitel 10 Würstchen und Weichmacher

Kapitel 11 Buttermilch und Buchweizenbrötchen

Kapitel 12 Bananenwitze und Babys

Kapitel 13 Zwei Männer und eine Frau

Kapitel 14 Notstrom und weiße Energie

Kapitel 15 Leoparden und Yetis

Kapitel 16 Das Felsen-Sofa

Kapitel 17 Eistee an der Taubenhöhle

Kapitel 18 Luxusbauern und Landstreicher

Kapitel 19 Aufstieg in die höhere Klasse

Kapitel 20 Gutes Karma, schlechtes Karma

Kapitel 21 Tanzend in den Tod

Kapitel 22 Ultralauf ins Kloster

Kapitel 23 Trance und Taktgefühl

Kapitel 24 Die Botschaft des Tals an die Welt

Kapitel 25 Von Dänen lernen im Himalaya

Kapitel 26 Glück am Ende der Eiszeit

Tafelteil

Danksagung

Hilfsprojekte im Tsum-Tal

Kapitel 1

Heulen und Zähneklappern

Wir hatten das Tal des Glücks gesucht. Nun fühlte es sich so an, als hätten wir das Tal der Tränen gefunden. In meiner naiven Phantasie hatte ich blühende Bergwiesen gesehen, glücklich lächelnde Menschen und friedlich grasende Tiere. Ich wollte mir von erleuchteten Mönchen erhellende Weisheiten in den Block diktieren lassen und in der Abendsonne, mit spektakulärem Blick auf vereiste Siebentausender, über den Sinn des Lebens, den Weg zum Glück und den ganzen Rest sinnieren.

Wie sich aber überraschend herausstellte, gibt es überhaupt keine Abendsonne, wenn man am Fuß eines vereisten Siebentausenders campiert. Das schließt sich gegenseitig aus, denn Siebentausender werfen verdammt lange Schatten, besonders im Spätherbst. Im November wird es auf knapp viertausend Metern im Himalaya auch empfindlich kalt, sodass man eher mit Zittern beschäftigt ist als mit Sinnieren. Philosophische Gedankengänge? Eingefroren. Erkundungen zum Thema Glück? Mich quälte eher die Frage, ob man sich beim Gang aufs Plumps- klo Erfrierungen an delikaten Körperteilen holen könnte. Die Antwort lautete: wahrscheinlich ja. Ich versuchte deshalb, es noch eine Weile länger hinauszuzögern, obwohl ich wusste, dass diese Taktik auf Dauer nicht funktionieren würde. Tagsüber viel trinken, mindestens vier Liter, und nachts zehn Stunden im Schlafsack liegen, ohne auf die Toilette zu gehen, das schloss sich auch gegenseitig aus.

Es war eine grauenvoll kalte Nacht im Zelt mit schrecklichen Geräuschen und schrecklichen Gerüchen um uns herum. Geheule, Gestank, Geklapper, Gegrünze. Gab es den Yeti wirklich? Und wenn ja, war er es, der da draußen um die Zelte schlich und höchst verdächtige Töne von sich gab? Menschlich hörte sich das jedenfalls nicht an.

Na toll. Und das sollte jetzt das sagenumwobene Shangri-La sein, für das wir um die halbe Welt gereist waren? Jenes versteckte Paradies in einem Hochtal des Himalayas? Eine weltentrückte Gegend, in der angeblich eine geradezu utopische Gesellschaft existierte, die sich den Prinzipien der Gewaltlosigkeit verschrieben hatte? Die Schnittstelle zwi-

schen einfachem Leben und spirituellen Erkenntnissen, hübsch eingebettet zwischen grünen Wiesen, golden schimmernden Getreidefeldern und vergletscherten Bergriesen? War das Ganze etwa ein Mythos, der mit der kargen Wirklichkeit dieser eigentlich lebensfeindlichen Umgebung nichts zu tun hatte?

Der Auftrag lautete: Finde das Glück. Das Ziel der Expedition hätte kaum höher gesteckt sein können. Zum einen geographisch, zum anderen inhaltlich. Dreieinhalb Wochen lang wanderte ich durch ein abgelegenes Hochtal an der Grenze zwischen Nepal und Tibet, in Höhen zwischen eintausend und knapp fünftausend Metern, immer geleitet von der Frage, ob das weltabgewandte, naturnahe und tiefreligiöse Leben dort glücklicher macht als unser luxuriöser, multioptionaler und informationsüberfrachteter Alltag im Westen. Oder war dieser Blick schon im Ansatz idealisierend?

Was ich im Vorfeld über die uralte buddhistische Kultur im Tsum-Tal recherchiert hatte, klang hochinteressant. Die Bewohner des Tals hatten offiziell gelobt, weder Tiere noch Menschen zu töten, und angeblich hielten sie sich seit fast hundert Jahren streng daran. Es gab Genossenschaften, Gemeinschaftseigentum und Großfamilien mit der seltenen Eheform der Polyandrie. Das bedeutete: eine Frau hat mehrere Männer. Dazu fleischlose Ernährung, nur frisches Gemüse, Früchte, Milchprodukte, Reis und Getreide, alles in Bioqualität. Viel Meditation, viel Arbeit, viel Platz. Keine Straße, kein Strom, kein Facebook, keine Ablenkung. Das hörte sich alles sehr traditionell und gleichzeitig sehr modern an. War das Tal etwa ein Modell für eine bessere Lebensweise – naturnah, beruhigend und ohne das nervenaufreibende Gezerre um mehr Geld, mehr Macht, mehr Aufmerksamkeit? Wenn man uralten buddhistischen Mythen Glauben schenkte, war es genau so. Das Tsum-Tal galt als heiliger Ort, als verborgenes Paradies.

Offen gesagt: Es klang und roch im Moment absolut nicht paradiesisch um mich herum. Die akustischen Eindrücke dieses bitterkalten Abends im Zelt ließen sich grob in Außen- und Innengeräusche unterscheiden. Draußen: dumpfes Grollen und heiseres Heulen, dazu hektisches Rascheln und leises Fluchen. Drinnen: rhythmisches Klappern, wie von Kastagnetten. Wie sich herausstellte, kam das Klappern von

meinen eigenen Zähnen. Draußen waren es minus fünf Grad, im Zelt hatte es vielleicht ein Grad plus. Trotz Daunenschlafsack, Wollmütze, langer Unterwäsche und Pullover zitterte ich am ganzen Leib.

Mit klammen Fingern zog ich den Reißverschluss ein Stückchen auf. Vor meinem Gesicht bildeten sich Wölkchen, der Atem kondensierte in der schneidend kalten, trockenen Luft. Ein Blick aus dem Zelt beruhigte mich. Es war nicht der Yeti. Das Grunzen kam von den Yaks, muskelbepackten Fellmonstern, entfernten Verwandten unserer Kühe. Eine zahme oberbayerische Milchkuh hatte mit einem nepalesischen Yak ungefähr so viel zu tun wie eine Hauskatze mit einem Schneeleoparden – gleiche Familie, aber komplett anderer Charakter. Die intelligent bis verschlagen dreinblickenden Yaks und ihre weiblichen Verbündeten, die Naks, lungerten die ganze Nacht lang vor den Zelten herum. Angeblich um zu grasen, aber irgendwie sahen die Biester verdächtig aus. Was führten sie bloß im Schilde? Warum rasteten sie in dieser weitläufigen Bergeinsamkeit ausgerechnet neben den Zelten von schlotternden Touristen?

Das hektische Rascheln kam aus dem Nachbarzelt, wo Enno, der Expeditionsfotograf und mein bester Freund, in einem Gewirr aus Kabeln, Akkus und Ladegeräten kauerte, um seine Fotos digital zu sichern, aber ein technisches Problem / die Kälte / eine Kombination aus beidem genau dieses Vorhaben zu vereiteln drohte. Daher das leise, beständige Fluchen.

Aber das Heulen? Vielleicht waren das die Goldschakale, von denen es hieß, dass sie immer wieder Ziegen und Hühner in der Gegend fraßen. Oder die tibetischen Wölfe, über die im Tal Gruselgeschichten erzählt wurden. Von Babys, die spurlos aus der Wiege verschwunden waren, von Ponys, denen die Wölfe Fleischstücke aus den Beinen rissen, nur so zum Spaß. Die Wölfe zerfleischten angeblich komplette Schafherden und ließen dann die Kadaver liegen, ohne sie zu fressen.

«Sie töten nur aus Lust am Töten», hatte einer der Dorfbewohner mit düsterem Blick gesagt.

Dabei machten es die Raubtiere im Prinzip auch nicht anders als die Bauern, die im November die Gerste mähen, das Getreide dreschen und in die Kornspeicher schaffen. Sie legten Vorräte an, und was wäre aus

Sicht eines Wolfs ein besserer Wintervorrat als eine komplette Schafherde? Einen Kühlschrank brauchten sie nicht, das ganze Tal ist ein einziger Kühlschrank während der kalten Jahreszeit. Die kalte Jahreszeit dauert übrigens von Oktober bis April. Nach einer kurzen Schonzeit von ein paar Wochen geht sie dann prompt in die nasse Jahreszeit über – den Monsun. Den ganzen Sommer über regnet es wie aus Kübeln, dann kommt wieder die kalte Jahreszeit. Als Winterquartier für deutsche Rentner würde sich die Destination wohl nie durchsetzen. Immerhin war es zu unserer Reisezeit im November angenehm trocken und sonnig, wenn auch eiskalt und stellenweise arg verheult.

Vielleicht war es ja doch der leibhaftige Yeti, der heulend durch die Gegend marodierte – obwohl doch alle seine Existenz verleugneten. Fast alle. Unsere Träger und unser Guide waren felsenfest überzeugt, dass der legendäre Affenbergmensch existiert. Die aus Tibet stammenden Einwohner des Tals glaubten an ein Wesen, das «Mehti» hieß und dem nepalesischen Yeti sehr ähnlich war.

Und dann waren da noch die Gerüche: eine spezielle Mischung aus kaltem Rauch, warmem Schweiß und lauwarmem Yak-Dung. Unsere Zelte standen so im Wind, dass sie den Rauch des Lagerfeuers eingefangen hatten, an dem sich die Träger früher am Abend gewärmt und in verschiedenen verrußten Alutöpfen ihr Essen gekocht hatten. Es gab Reis und Linsen, dazu Schwarztee mit viel Zucker, wie jeden Tag. Innerhalb kurzer Zeit im Zelt waren wir kaltgeräuchert. Wahrscheinlich dufteten wir längst wie verzehreife Schwarzwälder Schinken. Leckere Langnasen-Schinken, schön warm verpackt in Daunenjacken! Ob das die Wölfe und Schakale anlockte?

«Besser nichts draußen liegen lassen», hatte uns Kami Tshering Sherpa gewarnt. Er stammte aus der Sherpa-Region im Osten Tibets, er sprach die Sherpa-Sprache, er hieß Sherpa mit Nachnamen – aber er war nicht das, was Touristen oft meinen, wenn sie «Sherpa» sagen. Im Westen wird der Begriff «Sherpa» oft mit «Träger» gleichgesetzt, aber in erster Linie bezeichnet er die Zugehörigkeit zu einer Volksgruppe. Kami war auch nicht Träger, sondern unser Guide. Außerdem war er unser Übersetzer, und er erzählte gerne Geschichten. Viele handelten von ihm selbst und seinen abenteuerlichen Begegnungen mit wilden Tieren, zum

Beispiel Schneeleoparden, Bären, Yaks und Yetis. An diesem Abend hatte er beim Abendessen eine Schakal-Geschichte erzählt. «Vor vielen Jahren», begann Kami, während wir bei Kerzenschein im Dinnerzelt Suppe aus Blechnäpfen löffelten, «als es noch keine ultraleichten Gore-Tex-Bergstiefel gab, keine Funktionsjacken aus Kunststoff und keine Carbon-Wanderstöcke», sei er mal mit europäischen Touristen auf einer Trekkingtour im Khumbu-Gebiet in der Nähe des Mount Everest unterwegs gewesen. Alle trugen klassische Bergschuhe aus Leder. Jeden Abend musste man die feuchten Stiefel mit Zeitungspapier ausstopfen und zum Trocknen ans Lagerfeuer stellen. Man durfte aber nicht vergessen, sie nachts mit ins Zelt zu nehmen. «Sonst sind sie am nächsten Morgen weg», hatte Kami gewarnt. Tatsächlich habe einer der Bergsteiger mal seine Stiefel draußen stehen lassen, und am nächsten Morgen war nichts mehr von ihnen übrig. «Ein Schakal hatte die Schuhe aufgefressen, komplett», erzählte Kami. Die Tiere liebten offenbar den Geschmack getragener Wanderstiefel, und weil sie praktisch immer sehr großen Hunger hatten und weder besonders wählerisch noch besonders schlau waren, fraßen sie die Zeitung und die Schnürsenkel gleich mit. Ergebnis: Die Schakale hatten einen vollen Magen, und der Tourist musste in Schlappen ins Tal zurückschlurfen.

Wir waren also gewarnt. Und wir sollten noch mehr lernen auf unseren langen Etappen durch das Tal des Glücks. Wir lernten in vielen kleinen Schritten, in bis zu 33 532 am Tag, um genau zu sein. Jeden Tag kam eine neue Lektion hinzu. Manchmal waren es nur Feststellungen über alltägliche Kleinigkeiten, die man allzu oft für selbstverständlich nimmt, manchmal waren es Einsichten über die minimale Bedeutung des Menschen in der übermächtigen Natur, manchmal waren es tief-schürfende Gedanken über das Leben oder Aphorismen über das Glück, die uns ein hoher Lama mit auf den Weg gab. Manchmal sollten wir sogar politische Botschaften der Talbewohner an die gesamte Weltbevölkerung weitergeben. Diesem letzteren Wunsch wollte ich auf jeden Fall ordnungsgemäß nachkommen, aber langsam, eins nach dem anderen.

Am Morgen nach der Nacht des Heulens und des Zähneklapperns bedeutete Glück für uns: Die Sonne erhob sich hinter einem vereisten Siebentausender, sie taute langsam unsere festgefrorenen Gesichts-

züge auf, es gab heißen Tee, und unsere Schuhe waren noch da. Gut so. Ohne die Stiefel wäre die Fortsetzung der Tour zwar möglich, aber unangenehm gewesen. Wir hatten zusätzlich zu den Bergstiefeln noch Halbschuhe und Flipflops dabei. Einige unserer Träger absolvierten den Großteil der Strecke in Flipflops, mit vierzig Kilogramm Last auf dem Rücken und bei Minusgraden, sie liefen damit über schwankende Hängebrücken, durch Flussbetten und durch Geröllfelder. Als westlicher Weicheiwanderer wäre man mit solchen Gummilatschen an den Füßen und so viel Gepäck auf dem Rücken wahrscheinlich keine zweihundert Meter weit gekommen.

Lektion 1:

Glück ist, wenn einem der Schakal nicht die Schuhe wegfrisst.

[...]